



Töne, Steine, Scherben

Wieso zieht es so viele junge Israelis aus dem Sonnenlicht ihrer Heimat ausgerechnet nach Berlin? Die Musikerin Yael Nachshon Levin und die Kunst, sich in Deutschland einzuleben.

03.12.2019 — 12 Minuten Lesezeit

Text: Peter Richter, Fotos: Regina Schmeken

D

ie Kälte ist schon hart für jemanden, der aus der Wärme kommt und Wärme braucht. „Aber härter als die Kälte war die Dunkelheit“, sagt Yael Nachshon Levin, die Beine angezogen, auf ihrem Sofa, die Hände am Teepott wie an einem Ofen.

Es ist halb vier am Nachmittag, als sie das sagt, und der Himmel draußen über Berlin sieht aus, als hätte er sich den Mantelkragen hochgeschlagen. Hinter ersten Fenstern wird das Licht angeknipst.

Dass der November ein „trauriger Monat“ sei, hat Heinrich Heine schon in „Deutschland, ein Wintermärchen“ festgestellt. Inzwischen könnte man ihn auch einen eminent deutschen Monat nennen: Revolution, Nazi-Putsch, eingeschmissene Fensterscheiben an jüdischen Geschäften, Mauerfall, alles effizient auf denselben Termin gelegt. Für Yael Nachshon Levin kam dieses Mal noch eine Buchpremiere dazu, eine Lesereise, eine Schallplattenveröffentlichung und verschiedene Kulturveranstaltungen bei „Framed“, ihrem privat betriebenen Kulturveranstaltungsort, ein klangvollerer Begriff wäre: Salon.

Die Frau aus Tel Aviv hatte ihren deutschen November voll gepackt; gegen Kälte wie Dunkelheit hilft im Zweifel eigene Energie, aber das Licht von Scheinwerfern ist auch praktisch. Die Berliner Erfolgsgeschichte von Nachshon Levin ist am Ende vielleicht auch eine Antwort auf die Frage, was Leute aus dem sonnigen Israel ausgerechnet in die deutsche Hauptstadt zieht, was Berlin ihnen bringt, und was sie der Stadt geben, was für ein Bleiben spricht und was dagegen. Denn es sind in den vergangenen Jahren auffallend viele Israelis nach Berlin gezogen. Sie musizieren in Orchestern oder machen Kunst, sie betreiben Restaurants oder Immobiliengeschäfte. Oder aber sie komponieren Songs, die sie auf Schallplatten aufnehmen, wie Yael Nachshon Levin, die schon als Kind auf den Heimvideos der Familie fast ausschließlich singend zu sehen ist und sich später in New York solide als Jazz-Sängerin ausbilden lässt.



Während sich draußen das Resttageslicht mit der Schlurfigkeit eines Berliner Handwerkers in einen frühen Feierabend verabschiedet, ruft sich Nachshon Levin die im Vergleich hysterisch sonnigen Spätherbsthimmel über New York vor

Augen. Aber in New York will sie damals trotzdem nicht bleiben: Heimweh nach Israel, vor allem nach der Sprache. Die ersten Alben, die sie aufnimmt, klingen so, dass man sie im Plattenregal in die Nähe von Amy Winehouse und Leonard Cohen sortieren würde. Nur ist der Gesang eben auf Hebräisch, was für jemanden, der die Sprache nicht beherrscht, einerseits sehr schön und sehr warm klingt, andererseits aber auch danach, dass der Markt dafür sich weitgehend auf das Kulturbürgertum zwischen Tel Aviv und Haifa beschränken dürfte.

Ist das auch einer der Gründe, nach Deutschland zu gehen?

„The cake is bigger“, nickt Nachshon Levin entschieden auf ihrem Berliner Sofa-Thron, der Kuchen ist größer, natürlich. Auf dem Album, das sie jetzt in einem streng computerfreien Berliner Hinterhofstudio aufgenommen hat, singt sie erstmals auf Englisch, und zwar so, dass man die Platte bedenkenlos in die Nähe von Nina Simone stellen könnte. Sie habe „die besten Studiomusiker Israels“ dafür angeheuert, sagt sie, und die, das gehört zu dieser Geschichte, leben offensichtlich auch alle in Berlin oder kommen gerne vorbei. Auch der Betreiber des puristischen Aufnahmestudios ist ein Israeli, und das Ergebnis, „Shining long after they're gone“ mit Titel, klingt nun, als ob der Markt dafür vom Kulturbürgertum des Prenzlauer Bergs bis zu dem auf der Upper West Side reichen dürfte – wobei die Berliner ausnahmsweise mal im Vorteil sind, weil sie diese Ballung an israelisch durchsonnter Musikalität, zum Beispiel beim Record-Release-Konzert am kommenden Samstag im „silent green“, auch auf der Bühne erleben können.

Aber an all das war noch gar nicht zu denken gewesen, als sie vor dreieinhalb Jahren nach Berlin aufbrachen. Yael Nachshon Levin sagt, sie habe an überhaupt nichts groß denken können. Sie ist Mitte dreißig damals, Mutter von zwei Kleinkindern und hat eine Krebserkrankung niedergegungen; sie will ausruhen, egal wo, von ihr aus sogar für ein, zwei Jahre in Berlin. Es ist vor allem ihr Mann, der den Wunsch hat, das vertraute israelische Biotop zu verlassen, in dem er als Theaterautor erfolgreich ist. Außerdem kommt seine Mutter aus Deutschland, was die Formalitäten erleichtert, aber gegen das Klima leider auch nicht hilft; und mit dem Klima ist hier noch das Wetter gemeint.

Auch hier wird alles immer teurer. Aber im Vergleich zu Tel Aviv sind die Mieten ein Witz

Es ist dummerweise März, als Yael Nachshon Levin zum ersten Mal in Berlin steht und noch nicht weiß, dass der Berliner März auch nichts anderes als der Berliner Frühwinter ist, nur ohne Weihnachtsmärkte. Die Art, in der die Einheimischen sich dann hier maulig durch die Finsternis ihrer Tage schaufeln, macht die Stadt auch nicht direkt zu einem Kurort für jemanden, der sich gerade von einer Chemotherapie erholt. Und so fragt Yael Nachshon Levin erstens sich und zweitens ihren Mann bald: „Was wollen wir hier?“

Aber dann ist es nun einmal so, dass kurz darauf meistens übergangslos ein genauso maßloser Berliner Hochsommer losbricht, und zwar auch zwischenmenschlich, sodass Nachshon Levin bereits im Juli ihres ersten Jahres wusste, dass sie die Stadt nicht so schnell verlassen würde. „Meine Angst hat sich bewahrheitet“, schreibt sie wenig später an ihre Nachbarin: „Wir scheinen uns einzuleben.“

Die Nachbarin, der sie das schreibt, ist die Journalistin Anja Reich, die eines Tages mit einer Flasche Wein in der Tür steht, als Nachshon Levin wieder rund 80 Leute zu einem Privatkonzert eingeladen hat, weil sie findet, in einer im Vergleich zu den drückenden Verhältnissen in Tel Aviv unverschämt weitläufigen, hohen und günstigen Wohnung, wie sie sie durch Zufall in Prenzlauer Berg gefunden haben, dürfe man nicht nur wohnen, das wäre „nicht fair“, sondern da müsse man auch was veranstalten. Nachbarin Reich ist damals kurz davor, ihrerseits nach Israel zu gehen, um als Korrespondentin für die Berliner Zeitung zu berichten. Freundschaft wird geschlossen, das Verfassen einer gemeinsamen Zeitungskolumne vereinbart, ein Briefwechsel zwischen Berlin und Tel Aviv.

„Getauschte Heimat“ heißt jetzt das Buch, das der Aufbau-Verlag daraus gemacht hat, denn die Kolumne war schnell beliebt. Selbst in einer Stadt, in der es nicht an der Art von Leuten mangelt, die über Israel immer alles schon ganz genau zu wissen meinen, besonders dann, wenn sie noch nie dort waren, selbst in so einer Stadt gibt es offenbar genug Leute, die sich wirklich dafür interessieren. Gleich

zwei Lesungen im nicht gerade kleinen Pfefferberg-Theater in Berlin waren nacheinander ausverkauft, eine dritte musste angehängt werden, bevor zurzeit in einer Lesetour der Rest des Landes drankommt.

Yael Nachshon Levin könnte sich an dieser Stelle also zurücklehnen und freuen. Immerhin lebt sie in einem Viertel mit hoher Dichte an Berufsschriftstellern, die schon froh sind, wenn sich 15 Lesungsstühlchen in der Kleinstadtbuchhandlung zur Hälfte füllen. Stattdessen aber das grundsätzliche Zittern der freien israelischen Künstlerexistenz in Berlin – was, ob man oder sie es will oder nicht, eben nicht nur eine künstlerische, sondern auch eine politische Dimension hat. Dies wird dann vor allem klar, wenn es um ihren Salon geht.

„Framed“ ist der offizielle Name dieser Salonabende. Nach 15 Konzerten bei sich zu Hause bat der Rest der Familie höflich, vielleicht außerhalb der eigenen Wohnung Räume für die Sache zu suchen. Anfang des Jahres fand Nachshon Levin ein Ladenlokal in Friedrichshain, wo Berlin noch ein wenig jünger, studentischer, weniger rotweintrinkerhaft ist als da, wo sie wohnt.



Dort kann man nun in regelmäßigen Abständen Mensentrauben die Tür verstopfen sehen, denn einmal im Monat wird da die Eröffnung einer Kunstausstellung mit einem Konzert kombiniert. Und dass die Künstler wie die Musiker, die da auftreten, oft aus Israel stammen, hängt schlicht mit der großen Zahl von Künstlern wie Musikern zusammen, die aus Israel nach Berlin gezogen sind. The cake is bigger.

Außerdem wirft die öffentliche Hand hier in Berlin noch Zucker in den Teig. Mit der schieren Anzahl an Berliner Fördermitteltöpfen müsste man der kürzungswütigen, gleichzeitig stramm rechten Kulturministerin der Netanjahu-Regierung mal kommen: große, bittere Heiterkeit bei Nachshon Levin an dieser Stelle. Auch darüber übrigens, dass ausgerechnet Berlin zum Exil der „cultural refugees“ aus Israel geworden ist. Kulturflüchtlinge nennt sie tatsächlich sich und ihresgleichen: Nicht Flüchtlinge wie die, die vor den Bomben in Syrien fliehen. Aber eine Entscheidung gegen ein Leben unter Beschuss ist es für viele jüngere Israelis am Ende eben auch. Und, auch das sehr bewusst, eine Entscheidung gegen eine Regierung, die nach links tendierenden Stimmen zurzeit regelrecht die Luft abklemme. Sie spricht von einem „erdrückenden Klima“ in Israel unter Netanjahu, in dem Extremisten auch tötlich gegen Leute vorgingen, die ihnen zu versöhnlicher sein.

In Berlin fühle sie sich freier.

Wie viel freier, das konnte man im August gut beobachten, als bei „Framed“ einmal kein bildender Künstler und keine Musiker aus Israel auftraten. Sondern eine Künstlerin und eine Musikerin aus Iran, einem Land, das offiziell den Holocaust leugnet. Iranische Kunst im Salon einer Israelin – als lägen die beiden Länder nicht permanent am Rande des Kriegszustandes miteinander. „Hier geht das“, sagt Yael Nachshon Levin und formt dabei mittels angewinkelter Ober- und Unterarme ein W, wie in „Wo ist das Problem?“

Ein Jammer sei vielmehr, dass sie erst in Berlin die Gelegenheit hatte, Leute aus dem Nachbarland Syrien kennenzulernen, weil beide von Kind auf lernen, dass der jeweils andere ein Feind sei. Die Syrer kennt sie aus der Sprachschule. „Die sind tatsächlich wie ich. Die sind sogar eindeutig mehr wie ich als zum Beispiel: du.“ Wenn sie mit Syrern gebrochen Deutsch redet, versteht sie deutlich mehr, als wenn sie mit Deutschen Deutsch redet. „Wegen der Körpersprache. Wir kommen aus demselben Klima, wir haben fast die gleichen Gesten“, sagt Nachshon Levin, sehr gestenreich: „Die Deutschen haben überhaupt keine Körpersprache, die sprechen höchstens mal mit dem Mund.“

Was die Deutschen allerdings zum Teil so sagen mit ihrem Mund und manchmal auch mit ihren Blicken, das ist dann das nächste Kapitel in dieser Geschichte. Es ist bisher allerdings auch nicht über die Maßen scheußlich gewesen, jedenfalls ihr gegenüber. Allgemeine Unlust an Fremden: ja. Spezielle Feindseligkeit gegenüber Juden: bisher eigentlich nicht. Aber das ist vielleicht auch nur das Glück von jemandem, der in der sagenhaft lieben und den Grünen zugeneigten Welt von Prenzlauer Berg sein neues Zuhause gefunden hat.

Denn dann, die Tage wurden schon wieder kürzer, passierte Halle: Ein deutscher Neonazi erschießt zwei andere Deutsche, will aber eigentlich vor allem Juden umbringen, die in der Synagoge Jom Kippur feiern. Nur eine stabile Tür, bezahlt mit Spendengeldern aus Amerika, verhinderte ein Massaker an Juden in Deutschland.

Nein, nicht die neuen Nazis haben die Fenster ihres Salons eingeschmissen

Nachshon Levin ist zum Feiern von Jom Kippur gerade in Israel, als sie davon erfährt. Das Familienfest macht ihr wieder klar, wo sie herkommt. Sie fährt mit dem Fahrrad durch das feiertagsstill dahinschwebende Tel Aviv und fragt sich: „Was mache ich dort oben eigentlich? Ich schreibe in einer Zeitung, ich betreibe öffentlich einen Salon, als israelische Frau, die iranische Musik präsentiert.“

Sie fühlt sich mit einem Mal auch als „Zielscheibe“.

Zurück in Berlin überdeckt erst einmal wieder der Alltag dieses Gefühl. Noch mag sie nicht einstimmen in den Chor derer, die schon den Exodus aus einem wieder feindseliger gewordenen Land beschwören. Aber wenn es dazu kommt, dass sie sich wirklich nicht mehr sicher fühlen könne, dann werde sie eben gehen. „Das kann passieren. Es ist schließlich schon einmal passiert.“

Bei einem späteren Treffen steht Yael Nachshon Levin dann in den Räumen von „Framed“, und sie zeigt auf die Sprünge in den Fensterscheiben. In allen Fensterscheiben. Die sehen nun tatsächlich aus wie eine direkte Illustration von „Es ist schließlich schon einmal passiert“.

Als ob es nicht genug wäre, dass auch in Berlin am sogenannten Al-Quds-Tag israelische Fahnen angesteckt werden und im Bundestag eine Partei sitzt, deren Fraktionschef Leute, die sich in verschiedenen Städten der Welt heimisch fühlen als elitäre Kaste beklagt, und zwar in Wendungen wie einst schon Adolf Hitler, dessen Wirken für ihn wiederum nur ein „Fliegenschiss“ in der deutschen Geschichte war.

Die Attacke auf ihre Fenster kommt aus einer ganz anderen Richtung. Yael Nachshon Levin hat gerade erst ihren Mietvertrag unterschrieben und die Räume renoviert, als linksradikale Aktivisten ankommen und ihr die Fensterscheiben eindreschen. Eine Frau im Habitus der Hausbesetzer-Szene beschimpft sie heftig, Vorwurf: Gentrifizierung.



Wenig später entdeckt Nachshon Levin eine Website, in der zum Kampf gegen den Immobilieninvestor Gijora Padovicz aufgerufen wird. Der Mann gilt in seinen Geschäftspraktiken auf dem ohnehin in Aufruhr befindlichen Berliner Immobilienmarkt als besonders aggressiv. Wer davon am ehesten ein Liedchen singen kann, ist allerdings Yael Nachshon Levin selbst, die nämlich nun schon seit April vergeblich darauf wartet, dass ihr Vermieter wieder für heile Fenster sorgt.

Selten genug scheint in Berlin die Sonne. Und wenn, leuchten die Sprünge im Glas noch klarer

Im Sommer hatte die iranische Künstlerin die Fenster von innen mit zusammengenähten Tschadors verhängt, draußen versperrten plaudernde Israelis den Blick. Im Herbst, rund um den 9. November zumal, ließen sich die zersplitterten Scheiben nicht mehr ausblenden. Mit ihrem Vermieter verbindet Nachshon Levin absolut nichts – außer, dass er wohl ebenfalls aus Tel Aviv

stammt.

Die Frage, die sich nicht nur ihr an dieser Stelle nun stellt: Herrscht in den „Volxküchen“ der linksradikalen Szene, wenn dort solche Aktionen ausgebrütet werden, wirklich so gar kein Bewusstsein dafür, was das bedeutet, wenn in Berlin wieder die Fensterscheiben jüdischer Besitzer eingeschlagen werden? Und wenn dieses Bewusstsein doch vorhanden sein sollte: Wäre genau das nicht sogar noch schlimmer?

„Du kannst die Konnotationen jedenfalls nicht ignorieren“, sagte Nachshon Levin.

Es war später Vormittag, und die Sonne hatte sich sogar mal überwinden können, kurz vor die Tür zu treten. Die Sprünge im Glas glühten noch einmal demonstrativ auf dadurch. Aber dann musste es irgendwie weitergehen, das weitere Programm musste organisiert werden, es kam der koreanische Künstler Kang Sunkoo, der die nächste Ausstellung bestreiten sollte.

Er hat dann die Sprünge in den Fensterscheiben einfach frontal zum Thema seiner Arbeit gemacht – und den kleinen, privaten Kultursalon der Yael Nachshon Levin auch dadurch wieder einmal zu einem der Orte, ohne die Berlin noch kälter wäre.

Und dunkler.